

II. Im Kaufmannsstand

Im Jahre 1815 nahm Samson Heine seinen ältesten Sohn mit nach Frankfurt zum Besuch der berühmten Messe. Harry war ja nun endgültig für den Handelsstand bestimmt, und es war offenbar die Absicht, ihn in größere kaufmännische Verhältnisse zu bringen, als die Geschäfte in Düsseldorf boten. Vermutlich sollte ihm auch die Aussicht auf die größere Stadt mit ihren reichen Erinnerungen und besseren Gewinnmöglichkeiten den Übergang zu einem Beruf erleichtern, den er zwar ohne Widerstreben, aber auch ohne innere Neigung ergriff. Daß er eine gewisse Bitterkeit empfand, war begreiflich, wenn er sein Schicksal mit dem seiner Mitschüler verglich, die jetzt die Freiheit der Universität genossen. Es gelang dem Vater, ihn in dem geachteten Geschäft des Bankiers Rindskopf als Volontär unterzubringen. Man wählte diesen klangvolleren Namen, um dem achtzehnjährigen Jüngling die Bezeichnung „Lehrling“ zu ersparen. In der Sache war es dasselbe, nur daß ihm die niederen Hilfsdienste erlassen wurden, die ein Lehrling damals zu verrichten hatte. Er wurde ausschließlich in dem Kontor beschäftigt und erhielt dafür freie Kost und Wohnung in dem Hause seines Prinzipals, wie Freytag die Verhältnisse in „Soll und Haben“ geschildert hat. Samson Heine war in jenen besonders kritischen Jahren sicher nicht in der Lage, seinem Sohn die Mittel zu einer selbständigen Lebenshaltung zu gewähren. Vielleicht war es mehr dieser häusliche Zwang und das Untergeordnete seiner Stellung als der kaufmännische Beruf überhaupt, die Harry widerstrebten; auf jeden Fall dauerte seine Tätigkeit in dem Bankgeschäft nicht lange. Nach seiner eignen, nicht zuverlässigen Angabe nur vierzehn Tage. Er scheint sich dann auf eigne Hand eine Stellung in einer Kolonialwarenhandlung gesucht zu haben, aber der Erfolg war nicht besser und auch dort war seines Bleibens nicht. Wie lange er sich nach dem zweiten Abgang stellenlos in Frankfurt umhergetrieben hat, entzieht sich unserer Kenntnis, wie überhaupt diese Periode seines Lebens

bis zu seinem Eintreffen in Hamburg von dem Dichter offenbar absichtlich in einem Dunkel gehalten ist, das heute nicht mehr aufgeklärt werden kann.

Die Lage der Juden in Frankfurt war im Gegensatz zu der in Düsseldorf und in der preussischen Monarchie überhaupt sehr ungünstig. Sie hatten 1810, als Napoleons Stern im Zenith stand, mit dem damaligen Souverän der Stadt, dem Fürsten Primas von Dalberg, einen Vertrag geschlossen, der ihnen gegen die einmalige Zahlung von 450 000 Goldgulden das volle Bürgerrecht gewährte. Als wenige Jahre darauf durch den Sieg der Verbündeten die Freiheit der alten Reichsstadt wiederhergestellt wurde, erkannte der Senat den Vertrag nicht an. Er war zwar bereit, die Gulden zu behalten, entzog aber den Juden die teuer erkauften Rechte. Sie wurden wieder in das Judenviertel eingesperrt, von den öffentlichen Promenaden ausgeschlossen und den alten entwürdigenden Beschränkungen in Berufswahl und Eheschließung unterworfen.

Heine hat später in dem Fragment des „Rabbi von Bacherach“ die schmachliche Lage seiner Frankfurter Glaubensgenossen ergreifend dargestellt, es liegt aber nicht das geringste Anzeichen vor, daß sie damals, als er selber in Frankfurt weilte, besonders Eindruck auf ihn machte. Als unbekannter Fremdling hatte er persönlich wenig auszustehn, zumal da sein helles Äußere, seine blauen Augen und sein blondes Haar ihn nicht als Juden kenntlich machten. Erst in reiferen Jahren, als seine Züge schärfer wurden, trat der Rassen-typus hervor. So kostete er das Frankfurter Leben aus, wie es scheint, im Bunde mit einer gesellschaftlich nicht sehr hochstehenden Gefährtin, bis die knappen Geldmittel zu Ende gingen. Dann mußte er wohl oder übel nach Hause zurückkehren. Die Monate in Frankfurt waren völlig verloren. Sie haben Heine weder in seiner kaufmännischen noch menschlichen Ausbildung gefördert, vor allem haben sie ihm keine Klarheit über sich selber gebracht. Er hatte Börne, der als Rezensent des Frankfurter Theaters eine geachtete und gefürchtete Stellung einnahm, gelegentlich flüchtig gesehen, aber ohne ihm näherzutreten. Und doch hätte ihm dieser trotz seiner

andersgearteten Geistesrichtung damals vorzügliche Dienste leisten können. Er war der erste Literat, ja der erste Mann von Bedeutung, der in den Gesichtskreis des jungen Heine trat, der seit dem Abgang von dem Lyzeum jeden Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Nation verloren hatte. Die Bekanntschaft mit einem Idealisten und guten Menschen wie Börne hätte dem Anfänger viel nützen und den Aufenthalt in Frankfurt wertvoll machen können. So lebte die Stadt in seiner Erinnerung nur als ein verfluchtes Krämerneft, und als die Frankfurter 1821 daran dachten, ihrem größten Sohne ein Denkmal zu setzen, benutzte Heine die Gelegenheit, um den Handelsleuten seine ganze Verachtung auszusprechen:

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen“, —
so denken sie, — „daß wir des Manns Genossen,
daß unserm Miste solche Blum' entsprossen,
und blindlings wird man uns im Handel trauen.“

O, laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelschmuß war er euch nah'; doch jezt
trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser. (II, 162.)

In Düsseldorf war natürlich guter Rat teuer, als der verlorene Sohn nach seinem Frankfurter Mißerfolg heimkehrte. Den Plan, ihn zum Kaufmann zu machen, gab man zwar nicht auf, vermutlich weil die Mittel zu einem andern Berufe fehlten, aber Samson und Betty Heine konnten allein mit dem aus der Art geschlagenen Harry nicht fertig werden. Sie setzten sich mit dem großen Mann der Familie, dem bewunderten Schwager und Millionär Salomon in Hamburg, in Verbindung und dieser entschloß sich — offenbar nach längerem Hin und Her, denn es wurde Sommer 1816, ehe die Abreise erfolgte —, den Neffen zu sich zu nehmen. Eine grundsätzliche Abneigung gegen den kaufmännischen Beruf empfand der Dichter damals noch nicht und so folgte er bereitwillig dem Ruf nach Hamburg. Der Reichtum des Onkels und die großen Verhältnisse, in denen er lebte, imponierten ihm. Sicher hatte er viel

von dem prächtigen Landhaus in Ottsen gehört, wo der reiche Salomon die ersten Männer Hamburgs empfing, die die Häuser seiner ärmeren Glaubensgenossen wie die Pest mieden. Außerdem zog ihn „nach Nordland ein goldener Stern“. Es war seine Cousine Amalie Heine, eine von den fünf schönen Töchtern des Onkels. Das junge Mädchen zählte damals sechzehn Jahre. Ob Harry sie bei einem Besuch in Düsseldorf schon kennen gelernt oder von ihrer blonden Schönheit nur gehört hatte, ist zweifelhaft; auf jeden Fall verliebte er sich sehr bald in sie. Mit den größten Hoffnungen hat Heine Hamburg betreten, um es reich an den schwersten Enttäuschungen nach einem dreijährigen Aufenthalt zu verlassen.

Am günstigsten gestalteten sich zunächst die Verhältnisse in seinem Beruf. Für einen Mann von seiner Begabung und seinen Sprachkenntnissen war es gewiß nicht übermäßig schwer, in die Geheimnisse des Bankgeschäfts einzudringen. Es kam nur darauf an, daß er den nötigen Fleiß aufbrachte. Sei es nun, daß ihm die großzügigere Geschäftsführung in Hamburg wirklich interessierte oder daß er sich durch Hingabe an den Beruf die Hand der schönen Cousine zu erringen hoffte, auf jeden Fall muß er seine Pflichten gut erfüllt haben. Er arbeitete in dem Geschäfte des Onkels, der damals Teilhaber der Firma „Heckscher & Co.“ war. Salomon Heine hatte also die beste Gelegenheit, die Fortschritte und die Leistungen seines Neffen zu überwachen, und wenn er ihm schon nach zwei Jahren die Mittel gewährte, unter der Firma „Harry Heine & Co.“ ein eigenes Kommissionsgeschäft in englischen Manufakturwaren zu gründen, so beweist das, daß er sich das Beste von Harry versprach. Der kluge Geschäftsmann, der außerdem als Geldgeber das Recht besaß, die Tätigkeit des Anfängers zu überwachen, hätte sich sicher niemals auf das Unternehmen eingelassen, wenn auch nur die geringste Gefahr bestand, daß der Neffe seinen geachteten Namen vor der Hamburger Geschäftswelt kompromittierte. Wenn trotzdem die neue Firma schon im Frühjahr 1819, also nach kaum einjährigem Bestehen, liquidierte, so lag es sicher nicht an der Unfähigkeit ihres Inhabers. Wahrscheinlicher ist, daß Heine im Bewußt-

sein seiner Selbständigkeit offen mit seiner Werbung um Amalie hervortrat und daß ihre Ablehnung zu einem Zerwürfniß mit der Familie des Dinkels führte. Unter diesen Umständen lag weder diesem noch dem Dichter an der Fortsetzung der geschäftlichen Verbindung, die langsam aufgelöst wurde. Es ist begreiflich, daß diese Ereignisse eine heftige Empörung in der Brust des Zurückgewiesenen hervorriefen. Sein ganzes bisheriges Leben erschien ihm schal und ekel, und sein Widerwille richtete sich in gleicher Weise gegen den Kaufmannsstand, gegen die Stadt Hamburg und gegen den Dinkel.

Salomon Heine hat von allen Menschen den größten Einfluß auf das Schicksal des Dichters ausgeübt. Er war im Grunde genommen ein gutmütiger Polterer, mit dem auszukommen war, wenn man seinen Schwächen und seiner Eitelkeit Rechnung trug. Vollständig ungebildet und allen geistigen Gütern fremd, wußte er nur das Geld zu schätzen, und da es ihm in kürzester Zeit gelungen war, einen erstaunlichen Reichtum zusammenzubringen, so hatte er vor sich selbst als dem Schöpfer dieser Schätze die größte Hochachtung und verlangte sie auch von andern, besonders von seinen ärmeren und von ihm abhängigen Verwandten. Er war kein Geizhals, er klebte nicht am Geld, sondern gab mit offenen Händen. In erster Linie an seine bedürftigen Glaubensgenossen, doch war er religiös weder so überzeugt, noch so befangen, daß er Nichtjuden von seiner Wohlthätigkeit ausschloß. Aber was er tat, wollte er anerkannt wissen; so hatte selbst sein Schenken häufig einen Charakter, der den Beschenkten mehr verletzte als beglückte. Vom Kassenboten hatte er sich zu einem der reichsten und angesehensten Kaufherrn der Stadt emporgearbeitet, vor dem selbst die zurückhaltenden Senatoren den Hut zogen. Sein Geld überwand alle Schranken, die den ärmeren Juden gezogen waren. Durch den raschen Erfolg wurde aus dem Unterdrückten ein Unterdrücker, der andere gern seine Macht fühlen ließ und mit einem grimmigen, aber nicht bössartigen Humor zusah, wie sie an einer Angel zappelten. Er hat seinen Neffen in seiner Art gern gehabt und an dessen dreistem und keckem Wesen Gefallen gefunden, aber der Dichter wußte sich nicht auf

die Person des Onkels einzustellen, dem er nur durch gleichmäßige Würde hätte imponieren können. Statt dessen schmeichelte er ihm heute und verlegte ihn morgen, erniedrigte sich bald vor ihm und überhob sich bald über das zulässige Maß. Mit einer in jüdischen Kreisen häufigen Auffassung glaubte er ein Recht auf sein Geld zu haben, er erhob den Anspruch, ein sorgenloses Leben zu führen, weil er einen reichen Verwandten besaß. Er forderte, wo der andere allenfalls bereit war, sich erbitten zu lassen. Das führte zu den unerquicklichsten Auseinandersetzungen und Korrespondenzen. Der Onkel schlug mit dem Dreschflegel der Grobheit los, der Dichter stach mit dem spitzen Dolch des Spottes. Sie ereiferten und erbitterten sich, um sich nach kürzerem oder längerem Schmolten regelmäßig wieder zu versöhnen; immerhin bewahrten sie noch eine gewisse Haltung, die erst später in dem Kampfe gegen den Sohn sowohl auf Seiten des Dichters wie des Millionärs völlig verloren ging.

Heine ist niemals weder bei Lebzeiten noch nach dem Tode seines Onkels zu einem klaren Urteil über diesen gelangt. Bald bewunderte er ihn als einen der edelsten Menschen und ermahnte seine Freunde, sich die Bekanntschaft mit diesem seltenen Mann und warmherzigen Menschenfreund nicht entgehen zu lassen, bald schimpfte er auf ihn in den wütesten Ausdrücken. Lob und Tadel sind bedingt durch das Maß der Unterstützung, das der Dichter gerade erhielt, und als er im Testament des Toten, allerdings in befremdlicher Weise benachteiligt war, da schleuderte er ihm die furchtbaren Verse nach (II, 105):

Sinunter jezt ins Land der Dual,
 wo Händeringen nur und Zähneklappen —
 Ich reiße dir die Larve ab,
 der angeprahlten Großmut Purpurlappen —
 Jezt weiß ich, was ich wissen wollt',
 und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen;
 doch hindern kann ich nicht, daß jezt
 schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz speien.

Das sind ungeheuerliche Übertreibungen, wie man überhaupt Heines Äußerungen über Menschen und Dinge sehr vorsichtig aufnehmen muß,

sie enthalten, selbst die in Prosa, selten ein geklärtes Urteil, sondern Ausbrüche einer flüchtigen Laune und vorübergehenden Stimmung. In einem andern Gedicht (II 106) nannte er den Dheim den „alten Brummbär Boreas“, dessen Schnauben für die Umgebung nicht ergötzlich war, und in einem Brief bezeichnete er ihn als einen grimmigen Löwen, mit dem aber nach der Fütterungsstunde gut auszukommen sei. Damit hat er das Wesen des derben, aber nicht herzlosen Mannes gut charakterisiert.

Salomon Heine hatte sich in Ottenfen dicht an der Elbe ein prächtiges, schloßartiges Landhaus gebaut. Ein weiter Garten zog sich bis zum Flusse hinunter, auf dem die bewimpelten Schiffe vorüberfuhren. Weiße Marmorfiguren leuchteten aus den dunkeln Büschen hervor, kunstvolle Springbrunnen plätscherten, dunkle Rosen dufteten und die Nachtigall sang ihr wehmütiges Lied aus den Zweigen. Es ist die Szenerie von Heines unglücklicher Jugendliebe, der Hintergrund seiner Lyrik. In diesem eleganten Millionärsheim empfing der Dntel die besten Männer Hamburgs, ja 1816 hatte er sogar die Ehre, den Fürsten Blücher zu einem festlichen Mahl bei sich zu sehen. Auch Harry war zugegen und schaute begeistert zu dem greisen Helden auf, aber eine bedeutende Rolle hat er in dieser vornehmen Gesellschaft sicher nicht gespielt. Als Familienmitglied wurde er geduldet, aber für arme Verwandte hatte man in dem stattlichen Hause nicht viel übrig, selbst wenn sie hübsche Verse machten. In Hamburg, „in der guten Stadt“, besaß man keinen Sinn für Poesie und Kunst.

Noch vor vierzig Jahren, als ich zum ersten Male dorthin kam, fiel mir als erstes der Mangel an Buchhandlungen auf, und was diese wenigen für ihre Kundschaft auf Lager hielten, das war die dürrste und seichteste Tagesware. Wie viel schlimmer mag es zu Heines Zeit gewesen sein! Die Interessen galten ausschließlich dem Handel und Geschäft. Die Leute exportierten und importierten, rechneten und kalkulierten, korrespondierten und verfrachteten nach allen Weltteilen und fühlten sich als halbe Engländer, wie sie sich selber gern nannten, dem übrigen Deutschland mit seinem verträumten Idealismus weit über-

legen. Das benachbarte Holstein lieferte die saftigsten Braten, Bordeaux die besten Rotweine, die auf keinem Tisch eines Hamburger Handelsherrn fehlen durften. Die überschäumende Jugendkraft wurde in mehr oder weniger eleganten Tanzlokalen und zweifelhaften Häusern ausgetobt, bis man die Tochter eines befreundeten Kaufmanns und mit ihr eine angemessene Mitgift heimführte, um ein poesieloses, aber materiell behagliches Eheleben zu führen. Man lebte solide und sparsam, häufte Taler auf Taler, höchstens daß man für gutes Essen und Trinken gelegentlich etwas draufgehen ließ und erzog die neue Generation wieder zu guten Kaufleuten und ehrbaren Kaufmannsfrauen. Eine Erholung bot das Theater, aber die Zeit, wo Lessing daran denken konnte, von Hamburg aus das deutsche Drama zu erneuern, war längst vorüber. Die Stadt war zurückgeblieben und hatte den geistigen Aufschwung des übrigen Deutschland nicht mitgemacht. Die Börse war ihr wichtiger als die Bühne. Derselbe Geist herrschte in der Familie Salomon Heines und nahm bei diesen Emporkömmlingen vielleicht noch unangenehmere Formen an. Die Leute freuten sich ihres jungen Reichthums und genossen das materielle Behagen, das er ihnen verschaffte, ohne zu ahnen, daß auch eine andre Auffassung des Daseins möglich sei.

Der Onkel hatte eine schöne Frau geheiratet, sie scheint aber neben dem selbstherrischen Gatten keine Rolle gespielt zu haben. Der Dichter bezeichnete sie nach ihrem Tode als eine „gütige Fee“, aber bei ihren Lebzeiten wird sie in seinen Briefen kaum erwähnt. Die Annahme, daß sie die „Madame“ des Buches „Le Grand“ sei, der der Verfasser das Märchen seines Lebens erzählt, ist daher wenig begründet. Die Aufgabe der Tante war erfüllt, als sie ihrem Gatten sechs Kinder, vier Mädchen und zwei Knaben, geboren hatte. Die Töchter hatten das vorteilhafte Äußere der Mutter geerbt, und besonders die dritte, Amalie, die damals in ihrer ersten blonden Jugend prangte, war wohl geeignet, das Herz des dichtenden Betters zu entflammen. Geistig unterschied sie sich in nichts von ihren Angehörigen und weder die Verse noch die Liebe Harrys machten den geringsten Eindruck auf die Millionärstochter. Sie mag dem fremden

Better freundlich entgegengekommen sein und mag den armen Verwandten, der in größerer Gesellschaft sehr schüchtern und in dem reichen Hause sicher bedrückt war, herangezogen und ermuntert haben, aber soweit uns bekannt ist, hat sie ihm niemals darüber hinausgehende Gunstbeweise gegeben oder gar Hoffnungen auf ihre Hand gemacht. Heine hatte keinen Grund, über den angeblichen Verrat der Geliebten zu klagen. Wenn er sich über ihre Gefühle täuschte, so war es eine Selbsttäuschung. Er nahm Herablassung und Freundschaft für Liebe.

Der Dichter hat Hamburg und das dortige Leben mit den schärfsten satirischen Ausfällen überhäuft, er hat die Bewohner als gut rechnende, gut essende und gut verdauende Maschinen geschildert und sich selbst als die einzige fühlende Brust unter dieser „schmutzigen Sippenschaft“. So sah er die Dinge später an, zunächst scheint er sich dort aber ganz wohl gefühlt zu haben. Reichtum imponierte ihm, selbst in seinen späteren Jahren, Wohlleben sagte ihm zu, die Freuden der Tafel genoß er gerne und die kleinen Genüsse, die das „verluderte Kaufmannsneest“ in Gestalt gefälliger Weiblichkeiten bot, verachtete er durchaus nicht. So schreibt er in einem der wenigen Briefe, die wir von ihm aus der ersten Hamburger Zeit besitzen, an Christian Sethe, daß es ihm gut gehe, und wenn er in einem anderen zwar über seine verzweifelte Liebe jammert, sich daneben aber für den alten Blücher begeistert und ironische Bemerkungen über seine „ungeheuren Handelspekulationen“ macht, so ist es offenbar mit der Verzweiflung nicht so schlimm gewesen. Erst mit der wachsenden Ausichtslosigkeit seiner Liebe sah er die Stadt in der ungünstigen Beleuchtung und wandte sich empört gegen ihre Philister und die eignen „Sippen und Magen“. Die Enttäuschung seiner Jugendliebe hat ihm die Augen darüber geöffnet, daß er nicht in diese Welt gehöre, sondern ein Wesen andrer Art sei, sie hat ihm gleichzeitig das Gefühl beigebracht, daß er, als einzelner, einer feindlich gesinnten Gesellschaft gegenüberstehe und von ihr nicht anerkannt und ausgestoßen werde. Die jugendliche Enttäuschung hat ihn zuerst auf den Pfad der Negation

gewiesen. Die Liebe zu der Cousine Amalie bildet dadurch einen Wendepunkt in seiner Entwicklung.

Heines Gefühl läßt sich schwer im einzelnen zergliedern. Daß er das junge Mädchen aufrichtig geliebt hat, kann nicht bezweifelt werden. Sie gefiel ihm, sie reizte ihn durch ihre Schönheit, vielleicht auch durch ihre Kälte. Er brachte ihr die romantische Verehrung und die Huldigung entgegen, die die Leser von Uhland, Schenkendorf und Brentano als Minne bezeichneten. War sie die „holde Maid“ auf der Zinne ihres Schlosses, so war er der irrende Ritter, der sie erringen mußte. Das sind die Formen, in denen sich der ideale Liebesroman jener Tage abspielte, das echte Gefühl nahm eine wunderliche Verkörperung an. Schon mit dem Worte „Minne“ verband sich ein frommer Schauer katholisierender Mystik, der auch die Phantasie des jungen Heine umfing. Man betete die Geliebte an wie eine Heilige, die vom Himmel herabgestiegen war. Man blickte entzückt zu ihrer Erhabenheit empor und berauschte sich dann wieder an der eignen Niedrigkeit, und wenn der Dichter den großen Abstand bedachte, der im wirklichen Leben zwischen ihm und der Geliebten bestand, so kam er sich wie ein Eindringling vor, der die Hand nach dem geweihten Altarbild ausstreckt, wie der romantische Held eines Romans, der mit Höllezauber um die Schönheit wirbt. Ein Schauer vor seiner eignen Kühnheit packte ihn, und es erneuerte sich das Entsetzen, mit dem er einst die Scharfrichterstochter Josefa geliebt hatte. In diesem Gefühl jugendlicher Übertreibung schrieb er an Sethe:

Dem Teufel meine Seele,
dem Henker sei der Leib!
Doch ich allein erwähle
für mich das schöne Weib.

Aber seine Liebe war durchaus nicht so plan- und ziellos, wie es nach diesen kindlichen Versen scheinen könnte. Er wußte, warum er das Glück, Amalie sein zu nennen, kaum auszudenken wagte. Sie war die Erfüllung aller seiner Träume, sie bot ihm nicht nur Liebe, sondern auch Reichtum und mit dem Reichtum die Un-

abhängigkeit und die Sorglosigkeit, die er brauchte. Die Verbindung mit ihr erlaubte ihm, ein Dichter zu werden.

Es war ihm damals gelungen, einige seiner Gedichte drucken zu lassen. Eine Zeitschrift „Hamburgs Wächter“ brachte sie im Februar und März 1819 unter dem grotesken deutschümelnden Pseudonym „Sy. Freudhold Riesenharf“, einem Anagramm von Harry Heine, Düsseldorf. Die Maske war notwendig, denn einen Commis, der offenkundig Verse machte und sie noch dazu in einer den Juden wenig wohlgesinnten Zeitung veröffentlichte, hätte Dinkel Salomon nicht in seinem Geschäft geduldet. Es ist aber bezeichnend, daß der junge Heine gerade zu diesem Blatte Fühlung besaß; das Judentum war ihm noch völlig gleichgültig. Es ist nicht bekannt, ob diese Gedichte irgendwie Aufmerksamkeit und Zustimmung erregten, immerhin der erste Schritt in die Öffentlichkeit war getan. Der Ehrgeiz des Verfassers, sich als Dichter durchzusetzen, war erwacht, und je mehr er sich als solcher fühlte, um so gleichgültiger mußte ihm sein kaufmännischer Beruf werden. Er konnte ihn höchstens noch als Mittel zum Zweck schätzen, als die lästige Arbeit, die dem Künstler den Unterhalt lieferte, um in der Kunst ein zweites Leben zu führen. Es war ein Joch, das er durch eine Verbindung mit Amalie abschütteln konnte. Die Liebe sollte ihn aus der Fron des Alltages befreien, sie sollte die Fesseln des Genius lösen und ihm den Weg zur Freiheit und zum Ruhme bahnen. Es war gewiß ein Traum, der den Jüngling begeistern konnte, und dieser Traum zerrann an der Abneigung der schönen Cousine. Es ist begreiflich, daß der Mißerfolg den jungen Dichter erbitterte.

In dieser geistigen Verfassung lernte Heine Byrons Poesien kennen. Es wäre möglich, daß er sie schon früher gelesen, aber erst jetzt machten sie einen nachhaltigen Eindruck auf ihn. Die Byronbegeisterung in Deutschland hatte damals den Höhepunkt erreicht. Selbst ein nüchterner Mensch wie Börne schrieb: „Ich gäbe alle Freuden meines Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin!“ Der Lord war der Abgott der Frauen, und es ist kein Zufall,

daß zunächst Schriftstellerinnen ihn zu überzeuget strebten. Goethes Schwiegertochter Ottilie, Karoline Pichler und Elise von Hohenhausen versuchten sich mit ungleicher Ausdauer und verschiedenem Erfolg an dieser schwierigen Arbeit. Die letztere und bedeutendste hat Heine 1819 in Hamburg kennen gelernt, und wenn er damals schon ein Gedicht aus „Childe Harold“ übertrug, so darf man wohl darin den Einfluß dieser Byronschwärmerin erblicken. Die Begeisterung in Deutschland galt aber weniger den Werken des Dichters als seiner Person; man wollte von den Taten, den Abenteuern, den Liebchaften und Ausgefallenheiten des Mannes hören, in dem das Jahrhundert sein höchstes Sehnen verkörpert fand. So entstand eine Byronlegende. Man sah den englischen Dichter nicht, wie er war, sondern betrachtete ihn als einen zweiten Werther, dessen unendliche Liebesfülle von der kalten, verständnislosen Masse roh zurückgestoßen wurde. Er erschien als das große, edle Einzelwesen, das gerade weil es zu groß und zu edel für die Welt ist, von der Gesellschaft verhöhnt, verkannt, ausgestoßen und unglücklich gemacht wird. Ganz Europa nahm an Byrons Unglück teil, sein Leid war das Leiden einer Welt, er selbst der Träger des ungeheuersten Welt Schmerzes. Nur in einem unterschied sich der Werther des neunzehnten Jahrhunderts von seinem Vorgänger, dem Helden Goethes. Ein Vierteljahrhundert der Revolution und des Krieges hatte die Menschheit härter gemacht. Das neue Ideal stellte seinen Jammer nicht mehr rührselig zur Schau, es schied nicht mehr freiwillig aus einer Welt, die ihm die Erfüllung seiner Wünsche versagte, sondern es trotzte der Gesellschaft und nahm den Kampf mit ihr auf. Byron wurde zum Vorkämpfer Europas, er preßte die Fülle seiner Leiden mit einer übermenschlichen Anstrengung in sein Herz zusammen, er vergalt die Feindschaft der Welt mit Hohn und Verachtung, er zeigte ihr die blasierte Miene des überlegenen Lebemanns, er spielte mit den Frauen, um an dem ganzen Geschlecht zu rächen, was die eine, die unerreichbare, an ihm gesündigt hatte. Er taumelte von einem Liebesabenteuer zum andern, nicht nur um den Schmerz in seiner Brust zu betäuben, sondern auch um in höhnischer

meines inneren Lebens.“ Genau so hätte Byron geschrieben, wenn er statt der Schule von Harrow ein rheinisches Gymnasium besucht und statt der französischen Aufklärungsliteratur die deutschen Romantiker gelesen hätte.

Von nun ab bewegt sich Heines Liebe in den Formen und Motiven Byrons. Sein Gefühl wird literarisch unter dem Thema der unrettbar verlorenen, einmaligen großen Liebe. Diese Liebe macht ihn namenlos elend, sie drängt ihn aus dem Kreis der Glücklichen, sie verfolgt ihn mit drückenden Träumen bis in seine schlaflosen Nächte. Aber er ist zu stolz, seinen Schmerz zu äußern, nur die bleiche Wange und die zuckende Lippe verraten ihn sowie das Lied, das die Überfülle des Wehs ihm abringt. Er wirft sich lieber einer Dirne in die Arme und sucht dort Vergessenheit, als daß er der Geliebten sein Leid gesteht. Sie hat ihn verraten, sie hat sich von ihren Angehörigen einen andern Mann aufschwazzen lassen. Aber auch sie ist elend geworden, so elend wie er. Am Tag gehen sie kalt aneinander vorüber und verhöhnen ihr eignes Unglück, aber des Nachts begegnen sie sich im Traum und gestehen sich Leiden, deren Größe keine Phantasie ermessen kann. Heine liebt in den Motiven Byrons, aber deshalb ist seine Empfindung weder unaufrichtig, noch erkünstelt, noch „nur Literatur“. Jede Zeit denkt und fühlt in überkommenen Vorstellungen, selbst Romeo liebt, wie er es von Petrarca gelernt hat. Heine hat später den Einfluß Byrons klar erkannt und da er darin eine persönliche Abhängigkeit und einen Mangel an eigener Originalität sah, gegen ihn angekämpft. Es war ein vergebliches Beginnen, denn es handelt sich um keine Nachahmung, die man vornehmen oder unterlassen kann, sondern aus Byron spricht die Sprache des Jahrhunderts, und Heine muß sie wiederholen, weil er demselben Jahrhundert angehört. Die Byronstimmung ist die Grundlage seiner gesamten Lyrik.

In der Wirklichkeit bestand zwischen den Menschen Byron und Heine kaum eine Ähnlichkeit. Der eine ist der Sohn eines englischen Peers, der andre eines jüdischen Handelsmanns, der Engländer ist ein Bild körperlicher Kraft und Schönheit, der Deutsche ist klein, leidend

und schwächlich; der eine ist mit zwanzig Jahren Mitglied des Oberhauses, der andre Chef eines Kommissionsgeschäftes, Byron ist Willensmensch, immer aktiv, immer bemüht, Herr seines Schicksals zu bleiben, Heine ist passiv, er labiert mit den Verhältnissen und läßt sich treiben; Byron ist deklamatorisch, Heine gefühlvoll. Zweifellos ist jener die stärkere und sympathischere Persönlichkeit, aber der reichere Dichter ist Heine.

Mit der Byronstimmung im Herzen konnte der Dichter unmöglich sein bisheriges Hamburger Leben weiterführen. Es war ausgeschlossen, daß er unter diesen Umständen sein kleines Handelsgeschäft fortsetzte. Auch die Beziehungen zu den Verwandten hatten sich, selbst wenn es nicht zu einem erfolglosen Heiratsantrag und damit zu einem offenen Bruch gekommen sein sollte, so gestaltet, daß allen Teilen eine Änderung und Trennung nur erwünscht sein konnte. Aus diesem Grunde zeigte sich Salomon Heine bereit, dem Neffen die Mittel zum Besuch der Universität zu gewähren. Er sollte Jura studieren und sich nach Beendigung des Studiums als Rechtsanwalt in Hamburg niederlassen. Das bedingte zwar seinen Übertritt zum Christentum, doch das erregte offenbar bei keinem der Beteiligten Bedenken und wurde von allen als Mittel zum Zweck gleichgültig in den Kauf genommen. Ob Heine sich das Rechtsstudium nach eigener Neigung erwählte oder ob es ihm von dem Onkel einfach diktiert wurde, wissen wir nicht; er mochte froh sein, daß er den Kontorbock mit der Universität, den Zwang mit der Freiheit vertauschen konnte, ohne sich um die Fakultät viel zu kümmern. So gern er Hamburg verließ, so verlockend mochte ihm eine Wiederkehr in nicht allzu ferner Zeit im Besitz des akademischen Grades sein. Es scheint, daß er sich damals noch nicht zu einem Verzicht auf Amalie durchgerungen hatte, sondern noch immer auf eine Sinnesänderung ihrerseits rechnete. Vielleicht gelang dem Doctor juris, dem ersten aus der Heineschen Familie, der studierte, was dem Chef der Firma „Harry Heine & Co.“ mißlungen war. So verließ er im Sommer 1819 Hamburg weniger unglücklich, als nach den Ereignissen zu erwarten gewesen wäre.

Er kehrte zunächst in das elterliche Haus nach Düsseldorf zurück, um sich für die Universität vorzubereiten. Seine lateinischen Kenntnisse waren nie sehr bedeutend gewesen, sie bedurften nach der vierjährigen Unterbrechung dringend einer Auffrischung. Im Verein mit seinem früheren Mitschüler Joseph Neunzig, der sich im gleichen Falle befand, nahm Harry bei einem seiner ehemaligen Lehrer Privatunterricht, bis er im Herbst 1819 nach Bonn übersiedeln konnte, um sich dort der zur Aufnahme in die alma mater erforderlichen Prüfung zu unterziehen.